
BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR
BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY
UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 2/2021 (34. Jahrgang)

Wolf Kaiser

Holocaust-Tagebücher junger Jüdinnen und Juden.....137

Vera Blaser und Sonja Matter

Die Formation eines politischen Subjektes.

Die Emanzipationsbewegung der Gehörlosen in der Schweiz im
ausgehenden 20. Jahrhundert164

Barbara Stauber

Praxeologisieren – Situieren – Relationieren.

Zum methodologischen Gewinn machttheoretischer Überlegungen für eine
reflexive Übergangsforschung189

Klaus Kraimer

Annotationen zum Theorie- und Forschungsprogramm der
Objektiven Hermeneutik Ulrich Oevermanns210

Projektberichte

Marcel Mierwald

Schmelztiegel Ruhrbergbau?

Die Integration türkischer „Gastarbeiter“ mit Oral-History-Interviews
im Schülerlabor erforschen231

Alicia Gorny

„Von der Geisterjagd“.

Möglichkeiten der Sichtbarmachung und Partizipation von
Aktivist:innen in der Kunstinstallation „Geister“260

Literaturbesprechung

Dorothee Schmitz-Köster: Unbrauchbare Väter. Über Muster-Männer,
Seitenspringer und flüchtende Erzeuger im Lebensborn
(Dorothee Neumaier)275

Autorinnen und Autoren dieses Heftes279

Holocaust-Tagebücher junger Jüdinnen und Juden

Wolf Kaiser

Ist es nicht dumm, dass ich mir einen Schritt vor dem Tod Sorgen mache, was mit meinem Tagebuch passieren wird? Ich wünschte, es würde nicht kläglich in einem Ofen oder auf einer Müllhalde landen. Ich möchte, dass jemand es findet, sogar ein Deutscher, und es liest. Ich möchte, dass das, was ich geschrieben habe und was im Vergleich zu dem, was ich zusammen mit meinen Verwandten und Freunden erlebt habe, ein Tropfen auf den heißen Stein ist, ein wahres Zeugnis und treues Abbild unserer Zeiten wird (Yad Vashem Archive O.3/3382, Item ID 3556672).¹

Diese Sätze schreibt die 17-jährige Miriam Chaszczewicka am 22. September 1942 im Ghetto von Radomsko, einer kleinen Stadt in der Nähe von Tschenschostochau, in ihr Tagebuch. Drei Tage zuvor hat sie erfahren, dass im Generalgouvernement², auch in den meisten Orten in der Umgebung ihrer Heimatstadt, viele tausend Juden in Viehwaggons deportiert und ermordet werden. Angesichts dieser Vorgänge kann sie nicht mehr hoffen, persönlich Zeugnis ablegen zu können; so wünscht sie sich, dass ihr Tagebuch das leisten kann, was ihr selbst versagt sein wird. Dieser Wunsch macht deutlich, dass sie – anders als die meisten anderen jugendlichen Tagebuch-Autorinnen und -Autoren – nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Nachwelt schreiben möchte.³ Ihre Erwartung, wie so viele andere in ihrer Umgebung den Tod zu finden, sollte nur zu bald Wirklichkeit werden. Am 24. Oktober meldeten sie und ihre Mutter sich auf einer

-
- 1 Die nicht publizierten Tagebücher werden verkürzt mit Archiv- und Signaturangabe zitiert, eine vollständige Angabe findet sich im Quellenverzeichnis. Hier und im Folgenden sind Eintragungen aus Tagebüchern vom Autor – zum Teil mit Hilfe vorliegender Übersetzungen in englischer Sprache – in das Deutsche übersetzt worden, da sie in so vielen verschiedenen Sprachen verfasst worden sind, dass vermutlich nur wenige Leser in der Lage wären, alle Zitate in den Originalsprachen zu verstehen. Soweit die Originalsprachen dem Autor nicht geläufig sind, ist die Übersetzung anhand der Ursprungstexte von Sprachkundigen überprüft worden. Manche Namen sind in den Verzeichnissen der Archive anders geschrieben als in den enthaltenen Unterlagen. So findet sich das hier zitierte Tagebuch im Archiv von Yad Vashem unter Miriam Khashchevatski, also in der englischen Transkription des Jiddischen mit männlicher Endung; auf dem den Tagebuchseiten vorangestellten Informationsblatt dagegen steht Miriam Chaszczewicka in polnischer Transkription mit weiblicher Endung; polnische Autoren transkribieren den Namen auch Chaszczewicka. Bei der Drucklegung von Tagebüchern wurden häufig nicht die Namen verwendet, die die Autorinnen oder Autoren beim Verfassen der Tagebücher trugen, sondern diejenigen, die sie zum Zeitpunkt der Drucklegung angenommen hatten. In manchen Fällen wurden statt der offiziellen Vornamen Rufnamen gewählt, zum Beispiel Heniek statt Herz.
 - 2 So nannten die Nationalsozialisten das besetzte Polen, soweit es nicht in das Reich eingegliedert worden war.
 - 3 Tagebücher von Kindern und Jugendlichen weisen nur in wenigen Fällen Merkmale auf, die Lynn Z. Bloom als Indizien nennt, dass private Tagebücher als an die Öffentlichkeit adressierte Dokumente zu lesen seien (Bloom 1997: 28 ff.).

Polizeiwache, nachdem sie sich, um der Deportation zu entgehen, eine Woche lang in einer Toilette versteckt und seit Tagen nichts mehr zu essen hatten. Sie wurden nach Tschentochau gebracht und von dort wahrscheinlich in das Todeslager Belzec, wo die Ankommenden umgehend mit Motorabgasen ermordet wurden. Ihr Tagebuch ist in das Archiv von Yad Vashem gelangt, aber ihr Wunsch, ihre Aufzeichnungen sollten gelesen werden, ist bis heute nicht in Erfüllung gegangen.⁴ Ihr Tagebuch ist noch nicht vollständig und textgetreu veröffentlicht worden.⁵

Im Folgenden wird zunächst dargelegt, welche Art von Texten hier als Holocaust-Tagebücher junger Jüdinnen und Juden berücksichtigt worden sind und welche aus verschiedenen Gründen nicht herangezogen wurden. Es folgen Hinweise, wie solche in vielen verschiedenen Sprachen verfassten Diarien aufgefunden und rezipiert werden können, wenn sie nicht gedruckt vorliegen. Sodann wird erörtert, was Tagebücher als historische Quellen mit anderen Selbstzeugnissen wie Memoiren und Zeitzeugeninterviews gemein haben und worin sie sich wesentlich unterscheiden. An einigen Beispielen wird gezeigt, wie Tagebücher aufgrund der zeitlichen Nähe zwischen dem Erleben und der Niederschrift des Erlebten sowie der Offenheit des Erwartungshorizonts Einblicke in die unmittelbaren Reaktionen der Betroffenen und ihre unterschiedlichen Deutungen des Geschehens gewähren. Angesichts solcher Erkenntnismöglichkeiten, wie sie nur Tagebücher und Briefe bieten, wird der Frage nachgegangen, warum die Zahl der überlieferten Diarien regional unterschiedlich groß und insgesamt sehr viel geringer ist als die der Memoiren und Interviews, in denen Überlebende rückblickend von ihren Erfahrungen berichtet haben. Es wird untersucht, wie die Entscheidung für eine bestimmte Form des Tagebuchs von den Lebensbedingungen der Autorinnen und Autoren, aber auch von ihren Motivationen abhing. Die Vielfalt der Motivationen wird anhand von Tagebucheinträgen verdeutlicht, die das Bedürfnis zu schreiben explizit reflektieren. Sodann wird die Besonderheit der hier untersuchten Tagebücher dadurch hervorgehoben, dass die Auseinandersetzung der Verfasserinnen und Verfasser mit der akuten Bedrohung ihres Lebens durch die Judenmörder beispielhaft dokumentiert wird. Abschließend wird die Bedeutung benannt, die Holocaust-Tagebüchern heute in der individuellen Lektüre, in der Forschung und in der Lehre zukommen kann.

Abgrenzungsprobleme

Es gibt noch viel zu entdecken, auch wenn inzwischen zahlreiche Tagebücher aus der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft in verschiedenen Sprachen publiziert worden sind. Allein in deutscher Sprache sind etwa 50 Tagebücher junger Jüdinnen und Juden veröffentlicht worden, die während des Holocaust in verschiedenen Ländern

4 In der Anthologie *Der papierene Freund* (Kaiser 2022: 281 ff.) sind Auszüge in deutscher Sprache enthalten, doch konnte nicht der gesamte Text aufgenommen werden.

5 Stefania Heilbrunns Buch *Kinder aus Staub und Himmel: Ein Tagebuch aus der NS-Besatzungszeit während des Holocausts* ist dem Vorwort zufolge „vom Tagebuch von Miriam Chaszczewacki inspiriert“, kann aber sicherlich nicht als Veröffentlichung ihres Tagebuchs gelten. Die englische Originalausgabe *Children of Dust and Heaven. A Diary from Nazi Occupation through the Holocaust* ist zuerst 1978 in Pacific Palisades, CA. erschienen (Heilbrunn 1978). Die nur als E-Book erhältliche deutsche Ausgabe ist offensichtlich lediglich automatisch übersetzt (Kindle Edition, 2016). Die auf der Website des Regionalmuseums von Radomsko unter dem Namen Miriam Haszczewicka veröffentlichten Auszüge aus dem Tagebuch weichen erheblich vom Original ab, vgl. http://muzeum.radomsko.pl/wordpress/wp-content/uploads/pdf/likwidacja_getta_radomsko.pdf (24.2.2023). Offenbar liegt ihnen Stefania Heilbrunns Buch zugrunde.

Die Formation eines politischen Subjektes

Die Emanzipationsbewegung der Gehörlosen in der Schweiz im ausgehenden
20. Jahrhundert

Vera Blaser und Sonja Matter

Gehörlose Menschen waren in der Schweiz bis weit ins 20. Jahrhundert einem ausgeprägten Anpassungsdruck unterworfen: Beispielhaft zeigt sich dies an der Sprachpolitik der Gehörlosenschulen, die es den Gehörlosen untersagte, in Gebärdensprachen zu kommunizieren. Das primäre Ziel war es, Gehörlose sogenannten „verkehrs-fähig“ zu machen: Sie sollten in gesprochener Sprache kommunizieren, von den Lippen ablesen und sich auf diese Weise – so die Forderung – möglichst nahtlos in die „Normalgesellschaft“ integrieren (Blaser 2020: 43 ff.). Dass eine solche Integration für gehörlose Menschen vielfach nicht nur unmöglich ist, sondern auch mit weitgehenden Rechtsverletzungen einherging, wurde dabei schlicht ignoriert. Somit waren gehörlose Menschen in der Schweiz, wie in zahlreichen anderen europäischen Ländern, mit einem ausgeprägten Audismus konfrontiert, also der strukturellen Abwertung der Gebärdensprachen bei einer gleichzeitigen Aufwertung der gesprochenen Sprache (Bauman 2004: 239). Zwar waren gehörlose Menschen in der Schweiz bereits seit dem 19. Jahrhundert in Gehörlosenvereinen organisiert. Allerdings sprachen insbesondere hörende Expert*innen des Gehörlosenwesens den Selbsthilfevereinen vielfach die Kompetenz ab, für die Rechte der Gehörlosen selbstständig einzustehen. Die Frage, welche Formen der gesellschaftlichen Partizipation gehörlose Menschen wünschten, erhielt kaum Beachtung. Vielmehr bestimmten Hörende, welche Wege gehörlosen Menschen im familiären, kulturellen oder beruflichen Bereich offenstanden (Hesse et al. 2020: 237 ff.; Blaser/Ruoss 2019; Gebhard 2007: 70 f., 127 ff.).¹

Wie wir aufzeigen, formierte sich in den ausgehenden 1970er Jahren seitens Gehörloser verstärkt Widerstand gegen diese diskriminierenden Praktiken. Insbesondere seit den 1980er Jahren gelang es gehörlosen Menschen, wichtigen politischen Forderungen vermehrt zum Durchbruch zu verhelfen und damit die soziale und rechtliche Position von Gehörlosen zu verändern. Verschiedene politische Forderungen wurden erstmals aufgebracht, die bis heute von zentraler Bedeutung sind. So nahm der Vorstoß, die Gebärdensprachen als Landes- bzw. Minderheitensprachen anzuerkennen, seinen Anfang in den 1980er Jahren, ebenso wie der Anspruch, gehörlose Menschen nicht einfach als „Behinderte“ zu fassen, sondern als Mitglieder einer gesellschaftlichen Minderheit, die

¹ In Anlehnung an den Sprachgebrauch des SGB-FSS verwenden wir den Begriff „gehörlos“. Gegenwärtig findet im deutschen Sprachraum eine kritische Auseinandersetzung um den Begriff statt. Favorisiert wird teilweise der Begriff „taub“, da die Bezeichnung „gehörlos“ auf einen „Menschen minus Gehör“ verweise. Der Sprachgebrauch ist gegenwärtig im Wandel und umstritten (vgl. dazu Saerberg 2018: 209).

über eigene Sprachen und Kultur verfügt (Ladd 2008; Padden/Humphries 1988, 2005). Zur mehrsprachigen Schweiz zählen die Deutschschweizer Gebärdensprache (DSGS), die Langue des signes française (LSF) und die Lingua italiana dei segni (LIS). In allen drei Sprachen bestehen im Weiteren regionale Dialekte (Boyes Braem 2009).

Im Nachfolgenden untersuchen wir die Transformationsprozesse im Schweizer Gehörlosenwesen, wie sie seit den ausgehenden 1970er und insbesondere in den 1980er Jahren, ähnlich wie in anderen europäischen Ländern, prägend waren. Im Mittelpunkt stehen dabei Interviews, die wir mit (ehemaligen) Aktivist*innen des Schweizerischen Gehörlosenbundes (SGB-FSS) geführt haben. Der SGB-FSS fungiert bis heute als Dachverband der Schweizer Gehörlosenvereine und ist damit der zentrale Akteur der Gehörlosen-Selbsthilfe. Mit dem Fokus auf leitfadengestützte, themenzentrierte Interviews untersuchen wir die historischen Umbrüche, die zu einer Veränderung von Subjektivierungsprozessen gehörloser Menschen führten. Diese veränderten Subjektivierungsprozesse waren – so eine These des Artikels – zentrale Voraussetzungen dafür, dass sich Gehörlose verstärkt für ihre politischen Rechte einsetzten und abwertende Zuschreibungen in Frage stellten. Neu begannen sie sich, im Zuge eines intensivierten transnationalen Austausches, als politische Subjekte zu begreifen, die für ihre Rechte selbst eintreten und kämpfen konnten. Wegleitend für unsere Untersuchung ist dabei ein poststrukturalistisches Verständnis von Subjektivierung, wie es insbesondere der französische Philosoph Jacques Rancière prägte. Rancière beschreibt Subjektivierung als einen Prozess, in dem sich diejenigen Menschen Anerkennung verschaffen, denen die Fähigkeit zur Mitsprache abgesprochen oder deren Existenz als Kollektiv geleugnet wurde (Rancière 2002: 49 ff.). Dabei versteht Rancière Subjektivierung nicht einfach als Resultat einer demokratischen Bewegung, sondern als Teil einer solchen, wie Todd May erläutert: „Subjectification, then, is not the result of a democratic politics but one of its elements. It is the element that is constituted by a collective *we* that is co-extensive with collective action. The *we* is neither the source of the action nor its outcome. It emerges alongside the ongoing activity, feeding and being fed by it.“ (May 2010: 79).

In den 1980er Jahren stand zunächst nur eine kleinere Gruppe von gehörlosen Aktivist*innen lautstark für ihre Rechte ein. Gleichwohl war ihr Aktivismus der Beginn einer Emanzipationsbewegung von Gehörlosen in der Schweiz, die sich – teilweise in Anlehnung an andere nationale und internationale soziale Bewegungen – gegen Diskriminierungen zur Wehr setzte und einen besseren Menschenrechtsschutz einforderte. Mit unseren Forschungsperspektiven schließen wir an Ansätze einer Disability History an, die von einem Verständnis von Behinderung als sozial und kulturell hervorgebracht ausgeht und unter anderem anstrebt, Menschen mit Behinderungen als selbstbestimmte Akteur*innen wahrzunehmen und zu untersuchen (Stoll 2017; Lingelbach/Schlund 2014; Bösl et al. 2010; Kudlick 2003). Die Perspektive von gehörlosen Menschen, das heißt, ihre Sicht auf ihre eigene Geschichte, ist in den herkömmlichen Archiven der Gehörlosengeschichte allerdings schwächer vertreten als jene von meist hörenden Fachpersonen. Die Oral History hat daher in der Gehörlosengeschichte einen besonders wichtigen Stellenwert (Atherton et al. 2001: 35; Pfau et al. 2021: 1; List 1993: 595) und trägt zu einer „multiperspektivischen“ Geschichtsschreibung bei (Wierling 2003: 88).

In einem ersten Teil erläutern wir die methodischen und theoretischen Prämissen, die für die Durchführung der Interviews wegleitend waren. Wir reflektieren insbesondere, wie wir als Hörende mit basaler Kompetenz in Deutschschweizer Gebärdenspra-

Praxeologisieren – Situieren – Relationieren

Zum methodologischen Gewinn machttheoretischer Überlegungen für eine reflexive Übergangsforschung¹

Barbara Stauber

Einleitung: „theoretische Empirie“ revisited

Ohne Theorie können wir keine Daten „lesen“ – ohne Empirie (im weitesten Sinne) können wir keine Theorie weiterentwickeln. Dies ist der methodologische Grundgedanke für die folgenden Überlegungen – eigentlich ein Gemeinplatz, doch sowohl in seinen Voraussetzungen als auch in seinen Konsequenzen alles andere als trivial. Dies lässt sich an den Debatten um eine „theoretische Empirie“ erkennen – eine Begrifflichkeit, die bereits Georg Simmel geprägt hatte, und die Kalthoff, Hirschauer und Lindemann 2008 als Titel für einen Band diente, dessen unterschiedliche Beiträge den engen Nexus zwischen Theorie und Empirie diskutieren. Danach ist

[d]ie empirische Erforschung sozialer Wirklichkeit [...] selbst eine theoriegeleitete Aktivität. Das, was durch diese Praxis theoretisch erschlossen werden kann, ist dabei abhängig von den Theorietraditionen, in denen empirische Soziologen stehen; diese Theorietraditionen erzeugen jeweils eine andere Geladenheit der empirischen Forschung und Analyse. Von dieser Theoriearbeit ist auch der Stellenwert der empirischen Fakten selbst berührt: Das Ergebnis ihrer theoretischen Erschließung ist ihre Stärkung (Kalthoff 2008: 24).

Dieser enge Zusammenhang von Empirie und Theorie, den Kalthoff hier reklamiert (und da ist er im Feld der qualitativen Forschung bei weitem nicht alleine, vgl. etwa Strübing et al. 2018²), ist durchaus konstitutionstheoretisch zu lesen. So könnte die Formulierung im obenstehenden Zitat noch zugespitzt werden: Was überhaupt durch empirische Forschungspraxis erschlossen werden kann, ist jeweils abhängig von den Theorietraditionen, in denen diese forschersische Aktivität stattfindet. Und dies gilt beileibe nicht nur für die qualitative Sozialforschung³.

1 Ich danke Ursula Offenberger für ihre kritischen Nachfragen und konstruktiven Hinweise.

2 Jörg Strübing, Stefan Hirschauer, Ruth Ayass, Uwe Krähnke und Thomas Scheffer machten diesen Nexus aufgrund der iterativ-zyklischen Logik qualitativer Forschung sogar zu deren Qualitätsmerkmal – und betonen als Gütekriterium das der theoretischen Durchdringung (Strübing et al. 2018: 85).

3 Die Pluralform der Theorietraditionen bringt deren Unterschiedlichkeit ins Spiel – womit Unterschiede zwischen grundlagentheoretischen Positionen, und nicht etwa Unterschiede zwischen Theorien unter-

Somit ist die Frage, mit welcher (grundlagen-)theoretischen Brille Empirie gelesen wird, methodologisch bedeutsam: Je nach Theorietradition wird eine bestimmte Erkenntnisperspektive auf die Frage eingenommen, wie soziale Phänomene miteinander zusammenhängen, wie sie entstehen und sich verändern, wie sie wahrgenommen, erfasst und beforscht werden können. Unterschiedliche Theorietraditionen sind daher im strengen Sinne unterschiedliche Welt-Anschauungen. So unterscheiden sich rational-choice-Ansätze ganz grundlegend von solchen, die dezidiert auf die Vorstellung eines rational planenden und handelnden Subjekts verzichten; es unterscheiden sich nomothetische ganz grundsätzlich von rekonstruktiven Forschungstraditionen, etwa in der Frage, wie sie „Objektivität“ und „Subjektivität“ der Wissensgenerierung verhandeln und inwiefern sie ihre eigene Perspektivität in ihrer Analyse bewusst mitberücksichtigen. Diese Theorietraditionen unterscheiden sich auch in der Frage, wie sie mit dominanten sozialen Kategorien umgehen – ob sie diese etwa als Strukturkategorien nutzen, durch die Forschung immer wieder aufsuchen (und damit reifizieren), oder ob sie die Frage nach deren Zustandekommen und Stabilisierung in die Analyse hineinnehmen.

Somit geht es also nicht nur darum, den Dualismus zwischen Theorie und Empirie zu überwinden (wofür die Herausgeber*innen des Bandes „Theoretische Empirie“ die qualitative Forschung für besonders geeignet halten), sondern deutlich zu machen, dass es zentral auch auf den jeweiligen Denkstil ankommt (Fleck 1980), in welchem Forschung praktiziert wird. Dabei sind Denkstile „Kinder ihrer Zeit“ – sie sind, wie Stefan Hirschauer (2008: 168) deutlich macht, ihrerseits implizit empiriegeladen, insofern sie historische Kontexte bzw. zeitgenössische gesellschaftspolitische Gestimmtheiten der jeweils relevanten Diskursumgebungen aufnehmen.

Anhand des Feldes, in dem dieser Beitrag entstanden ist – die Forschung des DFG-Graduiertenkollegs *Doing Transitions*⁴ –, lässt sich dies sehr gut zeigen: ihr „Gegenstand“ – Übergänge im Lebenslauf – hat in den letzten Jahren enorm an Aufmerksamkeit gewonnen. Mehr und mehr gesellschaftliche, sozialpolitische, pädagogische Themen werden als Übergangsthemen gerahmt – bei weitem nicht mehr nur Übergänge in die Arbeit, sondern auch Übergänge in der Familie (wie Elternschaft, Großelternschaft, Trennung), Übergänge in Bezug auf Gender, Flucht und Migration, Jugendhilfe und Sozialleistungssystem, Strafvollzug bzw. Haftentlassung oder gesundheitliche Übergänge. Mit dieser Ausweitung scheint eine geradezu sozialtechnologische Erwartung einherzugehen, politische wie pädagogische Interventionen in diesen Feldern (besser) begründen und effektiver gestalten zu können. Je mehr sich Übergänge als Heuristik wie auch als Möglichkeit der Operationalisierung größer angelegter Fragen sozialer Unsicherheit anbieten, umso aufmerksamer muss sich eine reflexive Übergangsforschung der hiermit einhergehenden Tendenz zur Reifizierung ihrer zentralen Kategorie „Übergänge“ stellen – und umso wichtiger werden essentialisierungs-, reifizierungs- und identitätskritische Impulse, die derzeit in unterschiedlichen Forschungsfeldern verheißungsvolle Perspektiven bieten (vgl. Alkemeyer et al. 2015; Hark/Villa 2017; Jergus/Thompson 2017). Sie bringen in unterschiedlicher Fokussierung eine Kritik an kategorialen Zuschreibungen nach Geschlecht, Herkunft, Bildungs- und Sozialmilieus

schiedlicher Reichweite gemeint sind (zur Unterscheidung zwischen Sozialtheorien und Theorien begrenzter Reichweite vgl. Lindemann 2008: 109, zwischen Metatheorien und gegenstandsgegründeten Theorien Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 28 ff.).

4 Siehe www.doingtransitions.org (27.4.2023).

Annotationen zum Theorie- und Forschungsprogramm der Objektiven Hermeneutik Ulrich Oevermanns

Klaus Kraimer

Zur Einleitung

Die Objektive Hermeneutik in Erinnerung zu rufen (vgl. zur Würdigung Gruschka 2021; Allert 2022; Kraimer 2022) oder neu zu entdecken, um ihren Aufbau konstitutionslogisch und methodologisch zu durchdringen – dazu soll der folgende Text anregen. Schon deren Grundbegriff der Ausdrucksgestalt, den Oevermann als begriffliche Einheit für jegliches relevante Datenmaterial fasst und mit dem Aspekt des Ausdrucksmaterials verbindet, an das die Empirie von objektiven Bedeutungsstrukturen gebunden ist, zeigt die Orientierung an der empirischen Realität der objektiven, latenten Sinnstrukturen, die außerhalb der mentalen Repräsentanz eines Erzeugers oder Rezipienten liegen, die zugleich eine empirische Realität und ein Potenzial darstellen.

Mit der Objektiven Hermeneutik „übereinkommen“, sie zu studieren, in die Forschung zu übertragen, bedeutet eine je eigene, autonome Rezeptionspraxis, idealiter im Sinne Kants als ästhetische Erfahrung. Um die Annäherung daran gangbarer werden zu lassen, sind später im Text einige vielleicht hilfreiche Hinweise auf Oevermanns (Bildungs-)Biographie enthalten. Denn auch abseits vom Schreibtisch hat er mit verblüffend viel Witz, ungemein kenntnisreichem Detailwissen in nahezu allen Lebensbereichen und mit erstaunlicher Kondition brilliert. Authentisch, stets neugierig, an Problemlösungen interessiert und an Erkenntnis, dies charakterisiert seine Bildungsbiographie wie etwa schon in seiner Untersuchung schichtenspezifischer Sozialisationsbedingungen und deren Einfluss auf das Sprachverhalten (1970). Seine innovative Methodenentwicklung folgt der Notwendigkeit, den realen Prozess, der untersucht werden soll, nicht artifiziell zu zerlegen, sondern ganzheitlich und nicht subsumtionslogisch zu bestimmen.

Ohne auf seine wissenschaftstheoretischen Überlegungen detailliert eingehen zu können (etwa auf die charakteristische Weise der Strukturerschließung, die Peirce Abduktion nennt, oder auf die Generalthese einer Kritik am subsumtionslogischen Vorgehen in der Datenerhebung und -auswertung) wird zunächst das Theorie- und Forschungsprogramm der Objektiven Hermeneutik im Zuge seiner Entwicklung skizziert. Im Kontrast zu verbreiteten, subsumtionslogischen Verfahren, die das Etikett „qualitativ“ tragen, werden Impulse für den Einsatz seines rekonstruktionslogischen Verfahrens gegeben. Dieses geht weit über eine Paraphrasierung hinaus, lässt das aufschlussreiche Detail bewahren und per Strukturgeneralisierung Gesetzmäßigkeiten erkennen. Dafür sind standardisierte Prozeduren aufgrund der Zerlegung des Forschungsmaterials durch Kategorisierung oder Kodierung ungeeignet.

Das Konzept der Lebenspraxis, das im Anschluss an den Einblick in das Theorie- und Forschungsprogramm referiert wird, bestimmt Oevermann als widersprüchliche Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung sowie als Bewährung. Im Kontext der Sinnstrukturiertheit regelgeleiteten Handelns gehören Krise und Autonomie konstitutionstheoretisch zusammen. Das Subjekt kann prinzipiell an jeder Sequenzstelle seiner Lebenspraxis hypothetische Welten als Möglichkeiten von Zukunftsentwicklung konstruieren, ein rationales Entscheidungskriterium steht angesichts sich ausschließender Optionen nicht zur Verfügung. Dies dürfte in der Darstellung deutlich werden, auch ohne explizite Diskussion von Rationalitätsmaßstäben für krisenhafte Entscheidungen in elementaren Lebensfragen. Die Krisentypen, die Oevermann herausarbeitet, etwa die traumatisierende Krise, die uns krisenhaft überrascht, Routinen beendet, oder die Krise durch Muße und ihr entsprechender Modus der ästhetischen Erfahrung weisen etwas Gemeinsames auf; sie bilden die Grundlage zur Herstellung von lebendiger Erfahrung (vgl. Oevermann 2004b: 212 f.).

Das Deutungsmusterkonzept, das dieser Beitrag kurz behandelt, bietet vielfach Anschlussmöglichkeiten; es durchdringt gleichsam alle der genannten Forschungsgebiete. Deutungsmuster stellen in ihrer Funktion zur Bewährung zur Auflösung von Krisen (in der immer wiederkehrenden Typik von existentiellen Problemstellungen) sowohl historisch-epochale Gebilde dar als auch solche, die der universellen Bedingung von Gültigkeit unterworfen sind – im Unterschied zu anderen Wissens- oder Bewusstseinsformationen wie Einstellungen, Ideologien, Meinungen. Sie organisieren die Alltagserfahrung einer Epoche so, wie Theorien das wissenschaftliche Datenmaterial (vgl. Oevermann 2001b: 10).

Die knappe Darstellung der revidierten Professionalisierungstheorie konzentriert sich auf das Modell der stellvertretenden Krisenbewältigung, ursprünglich von Oevermann als stellvertretende Deutung bezeichnet. Das Modell begreift professionelles Handeln im Kern als eine Vollzugsrealität: Was die Praxis selbst in der Krisenhaftigkeit und Offenheit ihrer Tätigkeit vollbracht hat, kann nur nachträglich rekonstruierend erschlossen werden. Professionalisiertes Handeln besteht wesentlich in der Vermittlung von Theorie und Praxis, in der Respektierung und Wiederherstellung von Formen der beschädigten Autonomie – dies sind Ergebnisse im Anschluss an die klassische Professionstheorie, die Oevermann wiederbelebt hat, um ihre analytischen Defizite zu überwinden. Ebenfalls knapp erfolgen schließlich Hinweise zur Biographietheorie und zu Oevermanns Biographie.

Zum Theorie- und Forschungsprogramm der Objektiven Hermeneutik

Die dem Modell der Objektiven Hermeneutik folgenden Verfahren der Sinnauslegung in den Sozialwissenschaften stellen eine grundlegende Operation des Messens bzw. der Erzeugung theorierelevanter Daten dar (vgl. Oevermann et al. 1979: 352). Sie fügen sich nicht in die simple Unterscheidung von „quantitativ“ oder „qualitativ“ ein, die irreführend ist: Für die Vorgänge der Datenerhebung – die von denen der Datenauswertung zu unterscheiden sind –

geht es im Wesentlichen in den beiden Unterdimensionen des sozialen Arrangements bei der Erhebung und der Techniken der Protokollierung um die Differenz

Schmelztiegel Ruhrbergbau?

Die Integration türkischer „Gastarbeiter“ mit Oral-History-Interviews im Schülerlabor erforschen¹

Marcel Mierwald

Es sind Titel wie *Schon immer und immer weiter ein Schmelztiegel – das Ruhrgebiet ein Vorreiter von Integrationspolitik?* (Demiriz/Goch 2019) oder *Schmelztiegel der Kulturen: Im Kohlenstollen sind alle gleich* (Bosen 2018), die gerne verwendet werden, um die Zuwanderung ins Ruhrgebiet und die Arbeit im dortigen Steinkohlenbergbau zu beschreiben. Dabei vermittelt die Metapher vom „Schmelztiegel“ zum einen den Eindruck, dass die Aufnahme und Integration von Zuwander:innen in die Industrie des Bergbaus und dessen regionaler Gesellschaft auch mit Blick auf die Arbeitsmigration ab Mitte der 1950er Jahre schneller und erfolgreicher gelangen, als dies in anderen Branchen und Regionen der Fall gewesen sein mag. Zum anderen suggeriert sie unerschwinglich, dass aus der Vergangenheit angesichts neuer herausfordernder Migrationsprozesse für die Gegenwart gelernt werden könne. Ob die „Schmelztiegel“-Metapher zur Beschreibung vergangener Verhältnisse angemessen erscheint, ist jedoch in der Geschichtswissenschaft umstritten (zum Beispiel Goch 2017; Tenfelde 2006).

Die Frage, ob es einen „Schmelztiegel Ruhrbergbau“ gab bzw. inwiefern die Integration der türkischen „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau gelang, ist seit Oktober 2020 Gegenstand eines Geschichtsprojektes im „Alfried Krupp-Schülerlabor der Wissenschaften“ der Ruhr-Universität Bochum. Schülerlabore sind außerschulische, oft an Universitäten verortete Bildungseinrichtungen, in denen Kinder und Jugendliche wissenschaftliche Denk- und Arbeitsweisen an fachspezifischen Materialien erproben können, um sie an akademische Fähigkeiten heranzuführen und adäquate Ansichten von Wissenschaft und Forschung bei ihnen anzubahnen (Mierwald 2020: 13). In diesem Beitrag wird ein Geschichtsprojekt in einem geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Schülerlabor vorgestellt, in dem Lernende der gymnasialen Oberstufe der Frage der „gelungenen“ Integration exemplarisch anhand der subjektiven Erinnerungen und Erfahrungen ehemaliger Beschäftigter im Bergbau nachgingen. Ausschnitte aus video-grafierten Oral-History-Interviews des Projekts „Menschen im Bergbau“² (Moitra

1 Der Beitrag basiert (wie auch der Beitrag von Alicia Gorny in diesem Heft) auf einem Vortrag auf der Online-Tagung „Menschen im Bergbau“ – Perspektiven auf Oral History, Industriekultur und Vermittlung (7./8. Mai 2021), veranstaltet von Theresa Hiller (Ruhr-Universität Bochum), Marcel Mierwald (Ruhr-Universität Bochum), Stefan Moitra (Deutsches Bergbau-Museum) und Katarzyna Nogueira (Stiftung Geschichte des Ruhrgebiets).

2 Für das Oral-History-Projekt „Menschen im Bergbau“ wurden von 2015 bis 2018 lebensgeschichtliche Interviews mit 86 Menschen aus dem Saarland, dem Ruhrgebiet, Ibbenbüren und dem Aachener Revier geführt. Siehe hierzu die Projektwebseite: <https://menschen-im-bergbau.de/> (31.1.2022).

2018; Nogueira 2021) mit ehemaligen Bergmännern deutscher und türkischer Herkunft geben diesen selbst das Wort und bieten damit einen multiperspektivischen Zugang zur Vergangenheit.³ Ein didaktisch aufbereitetes Lernangebot im Schülerlabor ermöglicht den Schüler:innen einen methodenorientierten Umgang mit den Erinnerungen und Deutungen der Zeitzeugen. Da den Lernenden ein kritisch-reflektierter Umgang mit Oral-History-Interviews häufig schwerfällt (zum Beispiel Barricelli et al. 2009; Brüning 2018; Rodenhäuser 2012), wurde für die digitale Lernplattform „MiBLabor“⁴ ein Lernmodul konzipiert, das die Schüler:innen beim Erwerb entsprechender Kompetenzen unterstützt.

Vor diesem Hintergrund wird in diesem Beitrag dargestellt, wie die Frage nach der „gelungenen“ Integration türkischer Arbeiter im Ruhrbergbau nach 1961 und die Interpretation von Oral-History-Interviews mit drei ausgewählten Zeitzeugen als Ausgangspunkt für die inhaltliche und methodische Gestaltung eines Geschichtsprojektes im Schülerlabor genutzt wird. Zudem fokussiert dieser Beitrag auf die didaktische Konstruktion eines speziellen Lernmoduls der digitalen Lernplattform „MiBLabor“ mit dem Titel *Schmelztiegel Ruhrbergbau!? Migration und Integration türkischer ‚Gastarbeiter‘ erforschen*, welches das Ziel der Förderung historischer Methodenkompetenz im Schülerlabor verfolgt. Im Folgenden wird zunächst auf den fachwissenschaftlichen Inhalt im Schülerlabor eingegangen. Hierbei wird gefragt, wie das Konzept „Integration“ analytisch greifbar ist und wie sich Forschungsstand und ehemalige Bergmänner als Zeitzeugen zur Integration türkischer „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau äußern (1). Danach werden Chancen und Herausforderungen historischen Lernens mit videografierten Oral-History-Interviews erörtert und daran ansetzend vier interpretative Strategien zum kritisch-reflektierten Umgang mit Interviews vorgeschlagen (2). Dem folgt ein Einblick in die didaktisch-methodische Gestaltung des Geschichtsprojektes und des hierfür konzipierten digitalen Lernmoduls (3). Der Beitrag schließt mit einem Ausblick auf die zukünftige empirische Überprüfung der Lernwirksamkeit des Geschichtsprojektes im Schülerlabor (4).

1. Türkische „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau – Eine gelungene Integration?

1.1 Vom Schmelztiegel zur Integrationsfrage

Während Brepohl (1957) Ende der 1950er Jahre noch völkisch-nationalistisch geprägt schrieb, dass unterschiedliche Gruppen von Zuwander:innen und Einheimische sich im Ruhrgebiet zu einem homogenen „Ruhrvolk“ vermischten, wird die These vom Ruhrgebiet als „Schmelztiegel“ in der Geschichtswissenschaft mittlerweile kontrovers beurteilt. Auf der einen Seite sprechen ältere Positionen davon, dass die Lebenswirklichkeit im Ruhrgebiet mehr oder weniger stark ausgeprägt einem „Schmelztiegel“ glich (zum Beispiel Murphy 1982; Peters-Schildgen 1997; Petzina 1993; Thränhardt 1997).

3 Aus dem Interviewkorpus wurden drei Personen ausgewählt, die möglichst dicht, detailliert und für die Lernenden verständlich über die Lage türkischer „Gastarbeiter“ unter und über Tage berichten. Zudem sollte die Auswahl deutsche und türkische Perspektiven und ein breites Spektrum an Positionierungen zur Integrationsfrage widerspiegeln. So fiel die Auswahl auf die drei ehemaligen Bergmänner Murtaza Karooglu, Manfred Reis und Abdullah Us (siehe auch Unterkapitel 1.3).

4 Das „MiBLabor“ ist eine digitale Lernplattform, die in Ergänzung zur Webseite „Menschen im Bergbau“ historische Inhalte und videografierte Oral-History-Interviews für Lehr-/Lernzwecke didaktisiert aufbereitet: <https://miblabor.de/> (31.1.2022).

„Von der Geisterjagd“

Möglichkeiten der Sichtbarmachung und Partizipation von Aktivist:innen in
der Kunstinstallation „Geister“¹

Alicia Gorny

1. Einleitung

Die Krise der Stahlindustrie in den 1980er und 1990er Jahren ist gleichermaßen Teil des industriellen Strukturwandels wie der Protestgeschichte der alten Bundesrepublik. Die Auseinandersetzung um die drohende Schließung des Krupp-Stahlwerks in Duisburg-Rheinhausen Ende 1987 wurde gleichsam zum Fanal des industriellen Konflikts (Hordt 2018). Bereits im Frühjahr 1987 kam es zum Arbeitskampf um den Erhalt des Stahlstandortes Hattingen, nachdem der Vorstand des Thyssen-Konzerns seinen Beschluss verkündet hatte, die Henrichshütte zum Jahresende 1988 stilllegen zu wollen. Die darauffolgenden Proteste fanden in der bundesdeutschen Öffentlichkeit und zumal im Ruhrgebiet als betroffener Region große Aufmerksamkeit und mediale Resonanz. Am 23. April 1987 demonstrierten fünfhundert Hattinger:innen für den Erhalt der Arbeitsplätze vor Ort. Teil des Protests war eine gemeinsam von Bürger:innen und Beschäftigten um das Werk herum gebildete Menschenkette. Eine in diesem Zusammenhang aufgenommene Fotografie zeigt Stahlarbeiter in Arbeitsmontur mit Helmen, die sich an den Händen halten, im Hintergrund ein rauchender Schlot des Stahlwerks, im symbolischen und eindrucksvollen Ausdruck ihres Widerstands gegen die Schließungsankündigung.

Die spätere Ikonisierung dieses Bildes der Menschenkette unter den Narrativen des Arbeitskampfes und des Strukturwandels im Ruhrgebiet legt eine implizit maskuline Prägung der Erinnerungskultur nahe, die sich vornehmlich auf männliche Arbeit und Biographien stützt. Weibliches Engagement in Arbeitskämpfen, das über die Rolle als unterstützende Randfiguren hinausgeht, kann demgegenüber noch immer als blinder Fleck der Geschichtsforschung betrachtet werden (vgl. Artus 2020). Es muss geradezu von einem doppelten Gender-Bias gesprochen werden, da zum einen Arbeitskämpfe *per se* als männlich betrachtet werden und zum anderen in der erinnerungskulturellen

1 Der Beitrag basiert (wie auch der Beitrag von Marcel Mierbach in diesem Heft) auf einem Vortrag auf der Online-Tagung „Menschen im Bergbau“ – Perspektiven auf Oral History, Industriekultur und Vermittlung (7./8. Mai 2021), veranstaltet von Theresa Hiller (Ruhr-Universität Bochum), Marcel Mierwald (Ruhr-Universität Bochum), Stefan Moitra (Deutsches Bergbau-Museum) und Katarzyna Nogueira (Stiftung Geschichte des Ruhrgebiets).